

Umschau.

Neue Beiträge zur Frage nach der Zweckmäßigkeit in der Natur.

Die Frage nach den Ursachen der Zweckmäßigkeit in der Natur ist alt; sie ist eine jener grundlegenden Fragen, welche zur äußersten Stellungnahme zwingen und biologische Prinzipien und philosophische Anschauungen auf Herz und Nieren prüfen. Daher das nie rastende Bemühen in den Lagern der naturphilosophischen Schulen, die Zweckmäßigkeit im Sinne ihrer Lehre zu erklären. Es ist ja kein Geheimnis, daß es ein Kampf zwischen „Schulen“ ist, welche, voraussetzungslos in der Erforschung des Tatsachenmaterials, programmatisch ihre Grundanschauungen (seien sie mechanistisch, neulamarckistisch oder psychovitalistisch) verfechten, sobald es sich um die letzte Deutung der Tatsachen handelt. Daher ist der Kampf ein sich tot laufender.

In einer sehr anregenden Schrift leitet neuerdings Becher¹, wie uns scheint, den alten Kampf in ein neues, offenes Geleise, indem er eine bisher kaum berücksichtigte Gruppe von Erscheinungen einführt, die sog. fremdbdienliche Zweckmäßigkeit. Becher unterscheidet selbstdienliche Zweckmäßigkeit (die im Dienste des Individuums selbst steht, wie z. B. das Raubtiergebiß), artdienliche (welche nicht dem Organismus, aber doch seiner Art zugute kommt, wie die Milchdrüsen der Säugetiere, die Brutpflege-Instinkte) und fremdbdienliche (welche einem fremden Wesen nützlich ist). In der theistischen Teleologie ist letztere ein geläufiger Begriff, da in ihrer Auffassung ja die niederen Geschöpfe auf die höheren hingeeordnet und für deren Bedürfnisse zweckmäßig geschaffen sind. Diese Auffassung „spielt in der Naturwissenschaft gegenwärtig keine Rolle mehr.“ Wenn schmachtende Früchte sich Mensch und Tier zum Genuß anbieten, so sollen damit nur die Samen verbreitet werden; leuchtende, duftende, honigspendende Blüten locken Insekten zur Bestäubung an usw. So stehen nach Becher (und überhaupt allen nicht-theistischen Biologen) auch diese anscheinend fremdbdienlichen Zweckmäßigkeiten lediglich im Dienste der eigenen Art. Man vergißt dabei, daß diese Auffassung eigentlich erst zu beweisen wäre; nichts hindert ja, daß die artdienliche Zweckmäßigkeit gleichzeitig höheren Zwecken untergeordnet sei. Aber nun gibt es zweckmäßige Erscheinungen, deren fremdbdienlicher Charakter nicht erst aus metaphysischen Betrachtungen erschlossen zu werden braucht, sondern die offen der Beobachtung freistehen, sozusagen exakt faßbar sind: die Pflanzengallen; an diesen kann daher auch die neuere Biologie nicht vorübergehen. Merkwürdigerweise ist sie bislang

¹ Prof. Dr. E. Becher, Die fremdbdienliche Zweckmäßigkeit der Pflanzengallen und die Hypothese eines überindividuellen Seelischen. Leipzig 1917, Veit & Co.

daran vorbeigegangen, und Bechers Verdienst ist es, diese hochbedeutsame Frage auf den Plan geworfen zu haben.

Zunächst gibt Verfasser einen ausführlichen (auf Zoozevidien, d. h. durch Tiere verursachte Gallen, beschränkten) Tatsachenbeweis. Die Gallbildung beginnt, wenn bestimmte Insekten das Pflanzengewebe anstechen und in die Wunde ihre Eier legen; es bilden sich Wucherungen von bestimmter Form um das Ei, welche außen derbwandig, oft dicht behaart sind, während die innere Wand der „Larvenkammer“ aus zarten, plasmareichen Zellen bestehen, welche von der auskriechenden Larve abgeweidet werden. Eigentümlicherweise wird der abgeweidete Teil stetig und in kürzester Zeit wieder ersetzt, solange die Larve der Nahrung bedarf. Nicht selten werden für den Schmaroger eigene „Nährhaare“ ausgebildet, wie z. B. bei der Galle des *Eriophyes similis* (auf Schlehdorn), welche außen mit starken, dickwandigen Haaren versehen ist, während an der Innenwand nur wenige, dünnwandige, weillumige, sehr plasmareiche Haare entstehen, förmliche Säcke voll Nahrung für die junge Milbe. Die Gallen bieten ferner dem Gaste Obdach, eigens für ihn gebaute Wohnhäuser. Diese sind oft noch durch besondere Vorkehrungen (Stachelhaare u. a.) gegen äußere Feinde geschützt (vgl. die bekannten Rosenbedegulare). Höchst bedeutsam sind die Öffnungsmechanismen, durch welche den entwickelten Gallgästen der Austritt aus der Galle ermöglicht wird. Bei den Blattroll-, Beutel- und einfachen Umwallungsgallen kommt die Öffnung ohne Gewebszerreißung zustande, indem durch Austrocknung und dadurch erzielte ungleiche Verkürzung der Gewebsschichten schon vorhandene Spalten und Löcher erweitert werden (Kuckucks- und Ananassgallen an Fichten). Bei anderen reißt die Galle an einer oder mehreren Stellen unregelmäßig oder blumenartig auf. Überraschender noch sind jene Gallen (manche Fliegengallen an Eichen und Salweiden), bei welchen schon in der ersten Anlage ein Ausführungsgang für später vorbereitet wird, indem das mächtig entwickelte Gallenmark die Larvenkammer nicht vollkommen umschließt, sondern an bestimmter Stelle einen engen Schacht offen läßt; letzterer ist von außen nicht sichtbar, solange die Oberhaut darüber gespannt ist, die erst dann reißt, wenn für das Insekt die Zeit des Auskriechens gekommen ist. Das Schönste an zweckmäßiger Fürsorge für das Gallinsekt finden wir in den „Deckelgallen“ ausgeprägt. So bildet z. B. die durch *Cecidomyia cerris* auf *Quercus austriaca* verursachte Galle ein festes rundes Gehäuse, welches auf der Blattoberseite als bespitzter Keil, unten als dicht behaarte Scheibe vorragt. Im Herbst trennt sich von der unteren Seite ein kreisrundes, deckelartiges Stück ab, wie mit dem Messer ausgeschnitten; die Larve fällt heraus, dringt in die Erde und spinnt sich dort ein. Noch sei einer brasilianischen Galle gedacht, von welcher schon Kerner sagt, daß, wer sie nicht mit eigenen Augen gesehen habe, versucht sein könne, die Schilderung derselben für eine Fabel zu halten. Die Raupe der *Cecidosia eremita* lebt in kugelförmigen Gallen auf den Blättern von *Duvalia longifolia*¹.

¹ Wohl eine Verwechslung mit *Duvaua dependens*. Becher zitiert nach Kerner, demzufolge auch das Insekt schon als Raupe die Galle verlassen soll. *Longifolia*

Wenn die Zeit des Ausschlüpfens der Motte herannacht, wird an dem inzwischen verholzten Kugelgewölbe ein Pflöpsen sichtbar, der sich von innen nach außen konisch erweitert und an der Oberfläche tragenartig übergreift, daher von außen durch Feinde nicht eingedrückt werden kann, während das Insekt von innen ihn leicht auszuflößen vermag.

Die Zweckmäßigkeit der Gallen für das Gallinsekt ist unleugbar; sie ist aber auch fremdbienlich, d. h. dem Insekt, nicht der Pflanze nützlich; in zahlreichen Fällen ist eine offenkundige Schädigung der Wirtspflanze erwiesen, derart, daß das Gallinsekt als Feind der Pflanze angesehen werden muß. Damit ist der Tatsachenbeweis geliefert.

Nach einer kurzen Würdigung unserer bislang noch sehr dürftigen und sehr hypothetischen Kenntnisse über die Ätiologie der Gallen (Kausalerklärung) wendet sich der Verfasser der teleologischen Seite der Frage zu. Man hat versucht, die einzelnen Wachstumsvorgänge durch besondere Annahmen einzeln kausal zu erklären. „Wir haben gegen derartige kausale Hilfsannahmen nichts einzuwenden; sind wir doch der Ansicht, daß der ganze Bildungsvorgang der Galle und all ihrer zweckmäßigen Einrichtungen streng kausal gesetzmäßig erfolgt. Aber mit jener Hilfsannahme wäre das teleologische Problem . . . noch nicht erledigt. . .“ „Unser Problem ist gerade, wie es zu erklären sei, daß die Gallbildungsursachen nicht nur hier und da einmal etwas zufällig Zweckmäßiges, sondern eine Fülle auffälliger, zum Teil komplizierter, fremdbienlich-zweckmäßiger Einrichtungen hervorbringen.“ Nun nimmt der Verfasser Stellung zu den verschiedenen biologischen Prinzipien, die etwa zur Erklärung herangezogen werden könnten.

Das Zuchtwahlprinzip wird abgelehnt; es versagt den Gallen gegenüber ganz, abgesehen von den übrigen allgemeinen Bedenken gegen die Selektionstheorie. Es zielt nur auf die Erklärung selbst- oder artdienlicher Zweckmäßigkeit; eine Erhaltung und Summierung von Variationen, die für die Pflanze schädlich sind, finden in ihm keinen Platz, werden vielmehr ausgeschlossen. Die Selektion züchtet keine Selbstmörder, wie Hettleringer sich ausdrückt. Angesichts dieser Unmöglichkeit hat man daher versucht, die fremdbienliche Zweckmäßigkeit der Galle auf selbstdienliche zurückzuführen; die Gallbildung sei ein Versuch, den Schmarotzer einzufapseln und aus dem eigenen Leibe zu entfernen. Man wird kaum in der Lage sein, diese Erklärung ernst zu nehmen. Diese Einkapselung müßte dann doch früher erfolgen, bevor das Insekt entwickelt ist, und in einer Weise, daß es zum Verhungern verurteilt würde; wie sehr das Gegenteil geschieht, wurde oben dargetan. Ebenso läßt sich nicht annehmen, die Pflanze wähle von

habe ich in Südbrafilien nicht angetroffen; sie fehlt auch in J. Dutras Verzeichnis der „Arvores do Rio Grande do Sul“ (Annuario do Estado do Rio Grande do Sul, 1900—1909), ist also jedenfalls dort selten, während *dependens* der beherrschende Baum des südlichen *Capão* ist und stets bedeckt mit zahlreichen Gallen der *Cecidosis eremita*. Der Schmetterling verläßt die Galle erst als Imago. Vgl. auch die ausführliche, schöne Schilderung von H. Diekmann S. J. in „Natur und Kultur“, 8. Bd., Jahrg. 1910/11, S. 485 mit Originalabbildungen.

zwei Übeln das kleinere, indem sie den Parasiten an eine bestimmte Stelle fesselt und dadurch von weiterer Schädigung abhalte; denn sie ernährt ihn doch und trifft doch Schutzrichtungen, von welchen die Larve im Innern kein Bewußtsein hat. Aber selbst wenn der Pflanze durch die Gallbildung ein geringer Vorteil erwüchse, so hätten die dahin zielenden Variationen doch keinen Selektionswert: die Pflanzen, welche nicht in der Richtung der Gallbildung variierten und deshalb auch nicht von Gallparasiten befallen würden, ständen ja im Kampf ums Dasein ungleich besser als die variiierenden, und die Variationen müßten als schädlich wieder rückgängig gemacht werden, längst bevor es zur Ausbildung einer vollständigen Gallbildungspotenz gekommen wäre.

Auch der neulamardistische Psychovitalismus hat bislang keine fremddienlichen Zwecke zu erklären versucht. Nach ihm sind alle Organismen beseelt, empfindungsfähig. Durch äußere, besonders schädliche, unlustbringende Einflüsse werden sie zu allerhand „Probierreaktionen“, auch gestaltbildenden, angeregt, welche meist unnütz sind, zuweilen aber zufällig auch nutzbringende Vorgänge aufweisen. Letztere werden lustvoll verspürt, gedächtnismäßig festgehalten und bei passender Gelegenheit wiederholt, eventuell in „verbesserter Auflage“. So „lernt“ das Lebewesen auf Einflüsse zweckmäßig antworten. Dabei wurde natürlich bisher vorausgesetzt, daß nur die das eigene Wohl fördernden Reaktionen lustvoll verspürt werden. Also abgesehen von den allgemeinen Schwierigkeiten gegen die lamardistischen Theorien, zumal der eingestandenermaßen ganz fraglichen Vererbungsmöglichkeit des Gelernten, findet die Gallzweckmäßigkeit in ihnen keinen Raum. Becher versucht deshalb den Psychovitalismus durch die „freilich seltsam anmutende“ Hilfsannahme zu erweitern, daß die Pflanze auch das Wohl und Wehe des Parasiten lust- bzw. unlustvoll verspüre und darauf in altruistischer Weise mit „Probierreaktionen“ antworte. Aber diese ersten Reaktionen, gesteht auch Becher ein, selbst wenn sie einen ersten Schritt zu zweckmäßiger Gallbildung bedeuteten, würden doch zunächst von dem Parasiten nicht lustvoll verspürt und deshalb von der Pflanze wieder eingestellt werden; auch würden die etwa eintretenden Lustgefühle zeitlich weit hinter den Reaktionen zurückliegen und von der Pflanze eher mit ganz anderen Reaktionen in Zusammenhang gebracht werden, mit welchen sie zur Zeit des Lustgefühls gerade beschäftigt wäre. Übrigens vergift Becher, daß die Annahme aus anderen Gründen ganz unhaltbar ist. „Unwillkürlich drängt sich uns das Bild auf, die Antilope, die der Löwe in nächstlicher Steppe zerreißt, müsse im Augenblicke ihres Todes die Befriedigung des Löwen lustvoll verspüren“ (Heifertinger); Becher antwortet zwar darauf, das Lustgefühl könne ja durch das stärkere Gefühl der Todesangst überwogen werden, aber niemand wird uns auch die Annahme zumuten dürfen, daß der von Ungeziefer geplagte Hund das Behagen der Parasiten lustvoll verspüre. Trotz seiner Hilfsannahme lehnt auch Becher die psycholamardistische Erklärung als unbefriedigend ab.

Zuletzt kommen noch Schopenhauer, Bergson, v. Hartmann, Driesch, Reinte und der Theismus zur Sprache; Reinte nähert sich der Lösung, wenn auch ohne sie zu erreichen. Seine „Dominanten“ sind unbewußt intelligent wirkende

Faktoren, welche das Geschehen in den Organismen leiten, ohne selbst physikalische Arbeit zu leisten (ähnlich wie Drieschs Entelechie) und dadurch das Energiegesetz in Frage zu stellen; ihren Urgrund haben sie in der Weltvernunft — Gott; weiter geht Reinke nicht, sein Gottesbegriff bleibt des näheren unbestimmt. Welche Schwierigkeiten Becher gegen diese Auffassung hat, tritt nicht klar hervor, was bei der sonst ausgezeichneten Klarheit seiner Ausführungen auffällt.

Der Theismus kann wie Reinke die fremdbdienliche Zweckmäßigkeit ebenso leicht erklären wie die selbstdienliche. Becher teilt nicht die Schwierigkeiten vieler Forscher, die den Theismus als „metaphysisch“ ablehnen. „Wir können in der Wissenschaft, auch in der Biologie, gar nicht auskommen, ohne die Erfahrung weit zu überschreiten“. Aber das „Gegeneinanderwirken“ zweckmäßiger Einrichtungen scheint ihm gegen eine einheilige Weltvernunft mit harmonischer Zwecksetzung zu sprechen. „Die Natur verleihet auf der einen Seite einem viel verfolgten Tier schnelle Bewegungsorgane, Schutzfärbung, Schutzinstinkte usw., anderseits seinem Verfolger aber auch Schnelligkeit, feine Sinnesorgane, Überlebensinstinkte usw. Warum diese sich widersprechenden und einigermaßen sich paralysierenden Maßnahmen?“ (Wir meinen, auch rationelle Karpfenzucht und Einsetzen von Hechten paralysieren sich einigermaßen, ohne eine einheilige Zwecksetzung des Züchters auszuschließen; vollkommen wirksamer Schutz würde die halbe Tierwelt zum Hungertode verurteilen, und eine Tierwelt ohne Gefahren würde degenerieren.) Auch Mißbildungen, Disharmonien und unzweckmäßige Einrichtungen sind Becher ein Stein des Anstoßes; aber auch der Theismus zwingt nicht zur Annahme einer absolut vollkommenen Welt, er schließt den Optimismus vielmehr aus.

Nun stellt Becher seine „Hypothese eines überindividuellen Seelischen“ auf, indem er „rückblickend versucht, die verschiedenen Hypothesen so zu verbinden, daß ihre Vorteile nach Möglichkeit vereint, ihre Nachteile ausgeschieden werden.“ Er vereinigt die psycholamarckistische Annahme beschränkter seelischer Fähigkeiten in den Einzelwesen mit der Hypothese eines überindividuellen, höheren Seelenlebens, welches „mit seinen Verzweigungen in die lebenden Einzelwesen hineinragt“, etwa derart, „daß ein kleiner Schößling von ihm, der aus dem Seelischen in den Eltern entsproßt und sich ablöst, bei der Entstehung eines organisierten Gebildes zu diesem in engere Beziehung tritt, um es zweckmäßig leitend zu beeinflussen.“ Das Unharmonische, Dysteleologische, das „Dumme“ in der Welt erklärt sich dann aus der Einzigkeit des in Einzelwesen wirkenden Seelischen, der Widerspreit der Organismen aus der Individualisierung der seelischen Teilwesen, das gelegentlich Atrovische aus ihrer Zugehörigkeit zu einem selben seelischen Stamm, dem seelischen Überindividuellen. Welcher Art letzteres ist, wird nicht zu erläutern versucht.

„Nach all unseren Rechtfertigungsbemühungen bleibt der vorgeschlagene Erklärungsversuch doch ein gewagter, und man mag ihm gegenüber darum einstweilen einige Zurückhaltung üben. Diese schließt aber weitere Erwägung, Erprobung und Ausgestaltung der Hypothese nicht aus; sie scheinen mir trotz aller Zurück-

haltung sehr am Plage, weil es um die anderen Wege zur Erklärung der Gallzweckmäßigkeit so schlecht bestellt ist."

Ob die den seelischen Teilprinzipien zukommende Intelligenz (bewußte oder nur objektivierter) hochgradig oder beschränkt ist, läßt der Verfasser in der Schwebe. Dadurch wird leider seine ohnehin sehr vorsichtig hingestellte Hypothese noch unbestimmter. Wenn man einmal zur Leitung der organischen Bildungstätigkeit seelische Faktoren heranzieht — und darin können wir Becher beipflichten — dann sind ihnen auch die Gesamtleistungen zuzusprechen; diese setzen aber so tiefe Kenntnisse und Beherrschung der feinsten Mittel voraus, daß unsere Wissenschaft von heute noch weit davon entfernt ist, die Vorgänge auch nur kausal erklären zu können. Man wird schwerlich den Pflanzen selbst diese Intelligenz als bewußt zuschreiben können — die Pflanze wäre intelligenter als der Mensch —, sondern als bewußte nur dem Überindividuellen. Und einem so hochgradig intelligenten Wesen, sei es geartet wie immer, wird man zutrauen können, daß er das Disharmonische in der Natur hätte vermeiden können — wenn es gewollt hätte; Disharmonie von Einzelercheinungen braucht noch nicht Disharmonie im ganzen Naturplan zu sein. Wenn Becher diesen Schritt weiter ginge, dann stände er auf dem Boden der Reinteleichen Dominantentheorie, welche, philosophisch ausgebaut, zum theistischen Vitalismus hinüberführt.

Jedenfalls scheint es uns ausgeschlossen, daß mechanistische Selektion und reiner Psycholamarckismus sich mit den von Becher angeführten Tatsachen und Überlegungen befriedigend auseinandersetzen können. Die Gallbildung ist „harmonisches Spiel entlegener Kräfte, fremder Strebungen... Zwei Tatsachenreihen, jede selbständig und beziehungslos, geben ihre Eigenrichtung auf. Sie konvergieren, durchdringen sich, verschmelzen zu einer Resultante mit einem Endpunkt. Dieser Endpunkt ist *Cecidosis eremita* und ihre gedeihliche Entwicklung. Aber dieser Zeitpunkt ist Zielpunkt, Strebe- punkt. Kein bewußtes Streben, bewahre, aber Streben, denn die Konvergenz ist grundgelegt in den Keimzellen des Tieres und der Pflanze, muß es sein. Wenn auch das Wie außerhalb unseres Gesichtsfeldes liegt, die Tatsache besteht. Für sie bürgt die Regelmäßigkeit und Konstanz der Gallbildung, für sie der in seiner Sphäre unfehlbare Instinkt der Cecidozoide. Es fragt sich: von wem grundgelegt? Wir antworten: Von einem außerhalb und über beiden konvergierenden Reihen stehenden Faktor. Das liegt im Begriff der Konvergenz zweier an sich paralleler Eigenrichtungen; denn das Biegen und Beugen bedeutet einen Eingriff in die innerste Struktur und Tendenz der Pflanze wie des Tieres. Von einem mit hoher Weisheit ausgestatteten Faktor. Denn das pünktliche Zueinandergreifen der beiden Reihen mit ihren verwickelten Prozessen fordert gebieterisch einen ordnenden, zwecksetzenden Verstand. Einen Verstand, der menschliches Berechnen und Einsehen berghoch überragt" (H. Diekmann a. a. O.).

Eine seltsam verblüffende Kritik widerfuhr Becher von seiten Heikertingers (Biol. Zentralbl. Bd. 37, 1917, S. 333 ff. sowie Naturwiss. 1918, S. 181 ff.), der mit Berufung auf Kant die Zweckmäßigkeit überhaupt als Forschungsproblem

ablehnt. Zweckmäßigkeit ist ihm nichts als eine menschlich-subjektive Art, die Dinge zu sehen, die Erscheinungen der Organismenwelt zu ordnen. Rant sagt: „In der Tat ist auch für die Theorie der Natur oder die mechanische Erklärung der Phänomene derselben, durch ihre wirkenden Ursachen, dadurch nichts gewonnen, daß man sie nach dem Verhältnis der Zwecke zueinander betrachtet.“ Das ist selbstverständlich, hat aber mit Bechers Problem nichts zu tun. Wer über eine mechanische Erklärung, über die wirkenden Ursachen nicht hinaus will, für den ist mit der Kausalerklärung alles beendet, für den muß die teleologische Frage „ein Scheinproblem in der naturwissenschaftlichen Erforschung“ sein. Aber es gibt Menschen, die über die Erforschung hinausstreben, die mehr zu fragen haben, und Becher ist einer von ihnen. Er fragt, woher denn in den auffallenden Gallbildungen jene Wirkursachen stets so zusammengefügt sind, daß sie konstant dasselbe merkwürdige Gebilde erzeugen; in der Erforschung dieser ordnenden Ursache liegt das teleologische Problem. Man mag es aus der Erforschung verbannen, aber es bleibt vorhanden; zufällig und von selbst fügen sich blinde Kräfte nicht stets zum gleichen geordneten Ganzen. Aber Heisteringer will sich nicht bloß auf Erforschung beschränken, er leugnet die objektive Gültigkeit des Zweckmäßigkeitsbegriffes überhaupt; wir selbst schaffen den Begriff der Zweckmäßigkeit, in der Natur finden wir ihn nicht“. Allerdings nicht den Begriff finden wir dort, wohl aber die objektiv zweckmäßigen Gebilde, und deren konstantes Auftreten fordert eine Erklärung. Die Frage ist ernst, kein „Scheinproblem, das der eigene Geist irregehend geboren und das er nun ratlos bestaunt“. Wenn dem so wäre, sagt Becher sehr treffend in seiner Entgegnung (Naturwiss. a. a. O.), dann „sind also große Naturforscher aller Zeiten, vor allem Aristoteles, der Vater der Zoologie und der Logik, Darwin, alle die Physikoteleologen, Alt- und Neudarwinisten, Lamarckisten, Neo- und Psycholamarckisten, Vitalisten, Psychovitalisten, die dies Problem in den Vordergrund ihres Forschens gerückt und mit heißem Bemühen bearbeitet haben, von einem bloßen Scheinproblem genarrt werden!“

Ferdinand Theisen S. J.

„Literarischer Troß“.

An diesen kräftigen Ausdruck, den der verstorbene Literaturkenner Erich Schmidt als verwerfendes Werturteil zu verwenden gewohnt war, erinnerte jüngst wieder Freiherr R. v. Persall bei einer Besprechung von ein paar Ulstein-Büchern, die er empfehlen zu dürfen vermeinte (Lit.- und Unterhaltungsblatt, Kölnische Zeitung, Beilage 28, 1917). Persall erhebt sich gegen den Professor wegen dessen allzu strenger Auslese, und er warnt drohend die Kritik, es nicht zu übersehen, daß die Literatur, und namentlich die erzählende, doch in engem Zusammenhang stehe mit der allgemeinen Zeit- und Gesellschaftskultur und aus diesem Zusammenhange heraus wichtige Einflüsse zu üben vermöge. Die ausschließlich ästhetisch-philosophische Betrachtungsweise dürfe keines Crachtens über den Hörsaal hinaus nicht in weiterer Öffentlichkeit sich geltend machen, sonst bekämen wir ein Spezialistentum, eine Fachsimpelei, die in ihrer Einseitigkeit die Kunst um fruchtbare